

New Yorker Feuerwehrmann am Ground Zero im September 2001

PRESTON KERES / DPA

11. SEPTEMBER
2001 2011

Erster Teil: Die Überlebenden

Zehn Jahre nach dem Tag, der die Welt veränderte, ist Osama Bin Laden tot und das von ihm gegründete Terrornetzwerk al-Qaida entscheidend geschwächt. Die großen Veränderungen in der arabischen Welt gehen heute von demokratischen Kräften aus. Nicht Qaida-Kämpfer haben die Revolutionen entfacht, sondern dem Westen zugeneigte Tunesier, Ägypter, Libyer und Syrer. Osama Bin Laden starb zu einem Zeitpunkt, als die Bewegung, die er symbolisierte, längst an Dynamik, Kraft und Bedeutung verloren hatte. Und so verhallte auch die Nachricht von seinem Tod in Abbottabad, dieser späte Sieg des Westens fast zehn Jahre nach den Anschlägen des 11. September 2001, merkwürdig schnell. Dem bis dahin unvorstellbaren Angriff auf Amerika folgten weitere Anschläge, der Krieg der Qaida gegen die Ungläubigen im Westen forderte zahlreiche Opfer: im Jahr 2004 in Madrid, 2005 auf Bali und in London, 2008 in Mumbai. In Afghanistan und im Irak starben Hunderte Zivilisten durch die Bomben meist jugendlicher Selbstmordattentäter, in Pakistan durch US-Drohnen. Wie bei jedem anderen Krieg lässt sich die Zahl der Toten nur ungefähr beziffern, am genauesten sind da noch die Angaben über die im „Krieg gegen den Terror“ gefallenen Soldaten: Allein in den ersten neun Jahren des Afghanistan-Krieges starben mehr als 2000 Soldaten westlicher Truppen und mehr als 3000 afghanische Polizisten. Bis November 2010 fielen im Irak 4427 US-Soldaten, wohl 25 000 Aufständische wurden dort getötet, die Schätzungen getöteter Zivilisten liegen bei über 100 000. Der britische Journalist und Buchautor Jason Burke beziffert die Gesamtzahl der Toten, die den globalen Auseinandersetzungen nach 9/11 zum Opfer fielen, auf mindestens 250 000.

Es gibt keine Sieger in diesem Krieg, dafür viele Verlierer: Das amerikanische Rechtssystem gehört dazu, das an der Aufgabe scheiterte, die Täter vor ordentliche Gerichte zu stellen, und stattdessen in Guantanamo eine fragwürdige Militärgerichtsbarkeit etablierte. Barack Obama gehört dazu, der es nicht schaffte, das Gefangenenlager auf Kuba zu schließen. Und George W. Bush natürlich, der die Amerikaner und ihre Verbündeten erst in den Krieg schickte und ihnen dann die Lizenz zum Foltern erteilte, erst mündlich, später schriftlich, in offiziellen Memoranden, ausgearbeitet von juristischen Beratern des Weißen Hauses. Zum zehnten Jahrestag der Anschläge des 11. September beginnt der SPIEGEL in diesem Heft eine dreiteilige Serie.

Die Geister von New York

Vor zehn Jahren flohen ein paar New Yorker vor den zusammenstürzenden Türmen des World Trade Center in den Keller eines verlassenen Gebäudes in Manhattan. Das Haus sucht immer noch nach einer Zukunft. Die Leute auch. *Von Alexander Osang*

Hillel Spinner, ein sanfter junger Mann in den durchgetretenen Schuhen eines New Yorker Immobilienmaklers, lächelt das Haus in der Beekman Street an. Die Scheiben der drei schmalen Türen sind mit Presspappen verrammelt, darauf kleben vergilbte Baugenehmigungen der Stadt New York. Die meisten sind abgelaufen. Die Granitsäulen, die einmal links und rechts der Türen standen, hat jemand abgeschlagen, wodurch die gesamte Fassade von 5 Beekman ihren Zauber verlor. Man sieht sie nicht in der engen, verrumpelten Straße, wo es ein paar Drugstores gibt, ein Starbucks, Lastwagen und die Eingänge zur roten Subway-Linie. Man hört den Verkehr der Brooklyn Bridge und das Lärmen der Baustelle vom Ground Zero. Wenn man sich in die Mitte der Straße stellt, sieht man am Ende den wachsenden Körper des One World Trade Center.

Hillel Spinner öffnet die Tür wie die einer Schatztruhe. Sie führt in ein Geisterhaus. Wir verschwinden von der Oberfläche der Stadt. Das Erdgeschoss ist ein einziger großer Raum, der nur von oben durch ein riesiges pyramidenförmiges Glasdach beleuchtet wird. Der hellblaue New Yorker August-Himmel fällt wie ein Spotlight in die Dunkelheit und zeigt neun Etagen, die sich um das Atrium ranken, umlaufen von Laubengängen und begrenzt von eisernen Geländern, uraltes Parkett, hohe Decken, Farbschichten, die von den Wänden blättern wie Jahresringe, alles ist von Staub bedeckt, über den Boden huschen mausgroße Kakerlaken, in der Ecke der Halle steht ein Klavier.

„Das war einer der ersten Wolkenkratzer der Stadt“, sagt Hillel Spinner und lächelt in die Himmelspyramide.

Das Haus wurde ab 1881 gebaut und galt damals an der Südspitze von Manhattan, wo bis dahin nur drei- und vierstöckige Gebäude gestanden hatten, als architektonisches Wunderwerk. Eugene Kelly, ein irischer Einwanderer, der im Westen Amerikas Millionen verdient hatte, ließ das Haus bauen und nannte es Temple Court Building, weil das New Yorker Gericht nahe war. Das einst höchste Gebäude verblasste, schrumpfte im Lauf der Jahrzehnte, es geriet in den Schatten von anderen, höheren Häusern, vor allem natürlich in den der beiden Türme des World Trade Center, die die Gegend hier unten verdunkelten. Vor elf Jahren zogen die letzten Mieter aus, niemand wusste, was aus dem Temple Court Building werden sollte, die meisten wussten nicht mal, dass es das Temple Court Building überhaupt gab.



JÜRGEN FRANK

Keller in der Beekman Street, Überlebende*: *„Ganz abgefahren“*

Wir schon gar nicht. Wir gerieten zufällig in das verlassene Haus, als die beiden Türme einstürzten. Es hat uns geschützt, als dort draußen die Welt unterzugehen schien. Das ist zehn Jahre her. Wir waren, wenn man so will, die vorerst letzten Gäste des Temple Court Building.

Sammy Fontanec hätte die Tür damals beinahe eingeschossen, als er durch den schwarzen Staub des ersten Turms irrte, immer an den Häuserwänden entlang, bis er irgendwann das Glas des Temple-Court-Eingangs fühlte. Er hatte schon die Waffe gezogen und entsichert, aber dann ging die Tür auch so auf, und Sammy steckte die Knarre zurück in den Hosenbund. Fontanec war gerade dreißig geworden, er war Drogen-Cop in Harlem und hier unten, weil er mit ein paar Kollegen im New Yorker Gericht vor der Grand Jury gegen einen Crack-Dealer aussagen musste.

Als sie die Treppen des Gerichtsgebäudes hinabliefen, brannten beide Türme, Sammy Fontanec band sich seine Polizeimarke an die Goldkette, die er über seinem Jets-T-Shirt trug, und versuchte irgendwie zu helfen. Er war ja Polizist. In der Wolke des zusammenbrechenden Nordturms verlor er seine Kollegen. Eine kleine Gruppe versprengter Flüchtlinge, die wie er durch den Staub irrte, folgte ihm in den Keller von 5 Beekman.

Wir sollten zusammenbleiben, sagte Sammy Fontanec.

Da war Eileen McGuire, die bei Marsh & McLennan als Vizepräsidentin für Technologie arbeitete. Sie war kurz nach neun aus der Subway gestiegen, und dann stand sie vorm J&R-Elektronikladen an der Ecke Broadway und starrte auf den brennenden Nordturm, bis er zusammenbrach.

Marsh, der damals größte Versicherungsmakler der Welt, belegte acht Etagen in der Spitze des Nordturms, und im 99. Stock arbeitete Eileens Mann John.

Auch Stephen Garrin und David Liebman waren auf dem Weg zur Arbeit, als der erste Turm fiel. Garrin betrieb am Broadway ein kleines Rechtsanwaltsbüro, Liebman installierte für die Rechner der Deutschen Bank eine neue Software.

Steven Weiss, ein 18-jähriger Student aus Staten Island, hatte am Morgen des 11. September, der ja auch Wahltag sein sollte, in Downtown für den demokrati-

* Eileen McGuire, Stephen Garrin, Steven Weiss und David Liebman bei einem Treffen im Juli 2006.

schen Bürgermeisterkandidaten Mark Green geworben.

Ich kam später dazu, kurz nachdem der zweite Turm zusammengebrochen war. Mit zwei Gebäudereinigern rannte ich vor der schwarzen Wand in die winzige Gasse Theatre Alley, die am Rücken des Temple Court Buildings entlangläuft. Dort holte uns die Staubwolke ein. Wir standen für eine Weile in der Dunkelheit, bevor uns ein Polizist über einen gewundenen Kellergang in das Hausmeisterbüro führte, wo die anderen saßen. Es gab einen Schreibtisch mit einem Telefon, an dem Eileen McGuire weinend versuchte, ihren Mann zu erreichen, und ein Radio, aus dem wir erfuhren, dass weitere Flugzeuge ins Pentagon und auf Pennsylvania gefallen waren und dort draußen offenbar eine Art Krieg tobte, von dem keiner wusste, wohin er führen würde.

Wir waren vielleicht eine Stunde lang dort unten, der Wahlhelfer Steven Weiss rannte wie aufgezogen durch den Keller und verteilte Wasserflaschen, Sammy Fontanec organisierte den Telefondienst, Eileen McGuire weinte um ihren Mann, Stephen Garrin saß still, ein feuchtes Tuch vor den Mund gepresst, in der Ecke und versuchte, sein Asthma zu kontrollieren. Aus den Walkie-Talkies der Polizisten knackten Horrormeldungen. Nach einer Dreiviertelstunde kamen zwei Krankenpfleger und brachten den asthmakranken Garrin in ein Krankenhaus. Irgendwann erreichte Eileen McGuire ihren Mann. Er hatte einen Zahnarzttermin gehabt, von dem sie nichts gewusst hatte. Alle jubelten über das Wunder. Dann durften auch wir gehen.

Wir folgten Sammy Fontanec aus dem Keller, das helle, so oft beschriebene September-Licht dieses Tages fiel durch die Glastüren. Eileen McGuire verteilte ihre Visitenkarten, darauf eine Adresse, die es nicht mehr gab, World Trade Center, 96. Etage. Steven Weiss nahm die Vizepräsidentin an die Hand und brachte sie hoch in die Upper East Side, wo sie wohnte. Die anderen traten vorsichtig in den Staub, der wie Schnee in den Straßen lag. Ich drehte mich noch mal um und schrieb mir die Adresse in meinen Notizblock. 5 Beekman.

Zum fünfjährigen Jubiläum trafen wir uns im Keller wieder. Der Tag hatte inzwischen zwei Kriege ausgelöst und dafür gesorgt, dass George W. Bush wiedergewählt worden war. Die Tragödie war so lange ausgepresst worden, bis kaum noch etwas von ihr übrig blieb, und auch uns fiel es schwer, hier unten im Keller irgendetwas von dem wiederzufinden, was wir damals erlebt hatten. Immerhin entdeckten wir den Raum, der Schreibtisch stand noch, es gab den Telefonanschluss und das Waschbecken, in dem wir uns die Augen ausgespült hatten. Steven Weiss filmte alles mit seinem Handy, Eileen hatte ihren Mann John mitgebracht, weil er ja irgendwie mit zu unserer Geschichte gehörte, wir machten ein Erinnerungsfoto und liefen auseinander.

Jetzt, wieder fünf Jahre später, ist auch der Raum verschwunden. Die Firma Bonjour Capital, die das Haus 2008 kaufte, um es in ein Luxushotel zu verwandeln, hat Wände aufgebrochen, Schutt weggeräumt, so dass der Keller größer wirkt, majestätisch beinahe. Hillel Spinner erzählt, dass hier ein Club entstehen soll.

„Nach Berliner Vorbild. Der Eingang soll in der kleinen Gasse liegen, durch die Sie damals kamen, Theatre Alley. Wir wollen so eine Art Speakeasy-Atmosphäre schaffen“, sagt er. „Cool. Ganz abgefahren.“

Ich laufe weiter in den Keller hinein, um eine Spur von uns zu finden, irgendetwas Kleines, aber da ist nichts mehr. Nur noch Geister. Irgendwann werden sie zu den Bässen des Untergrundclubs tanzen.

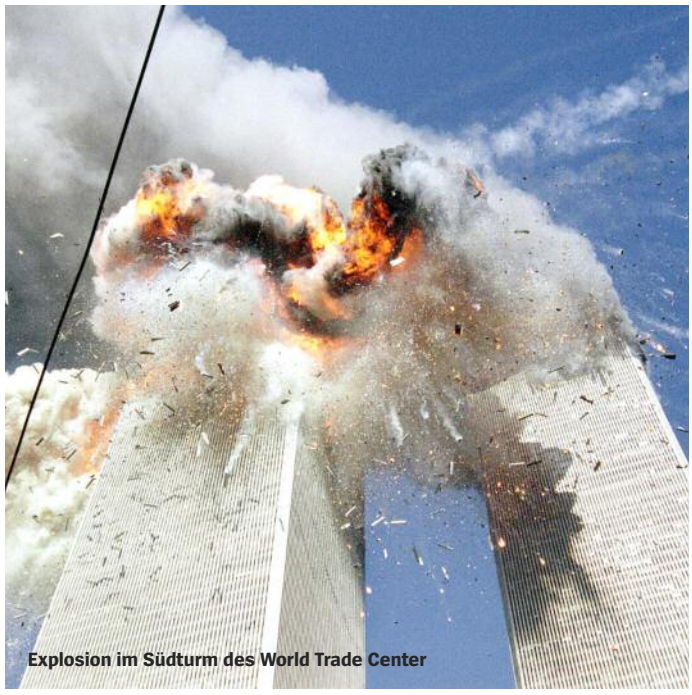
Neulich war der Regisseur Christopher Nolan hier, weil er Drehorte für seinen dritten Teil von „Batman“ sucht, sagt Hillel Spinner. Nolan sei begeistert gewesen. Ich muss an den Satz denken, den Gothams ehemaliger Generalstaatsanwalt Harvey Dent in Nolans zweitem „Batman“-Film „The Dark Knight“ sagt: „Entweder man stirbt als Held oder lebt lange genug, um zuzuschauen, wie man sich in den Bösewicht verwandelt.“

Niemand kann ewig ein Held sein.

Sammy Fontanec arbeitet immer noch im 28. Bezirk von Harlem. Man kann die Subway von hier unten nehmen, ohne umzusteigen, die rote Linie führt nahe der Beekman Street ganz in den Norden der Insel. Im Wagen hängt ein Poster, das für eine Dokumentation auf dem Kanal von „National Geographic“ wirbt. Man sieht George W. Bush aus dem Flugzeugfenster der Air Force One auf sein Land schauen. „Über den 11. September ist aus jedem Blickwinkel berichtet worden. Außer aus seinem.“ George W. Bush auf National Geographic. Ein Fabelwesen. Das letzte Einhorn. Es ist wirklich alles schon sehr lange her. Als ich, wenig später, dem Officer, der den Eingang zur Wache des 28. Precinct bewacht, erkläre, woher ich seinen Kollegen Fontanec kenne, verlässt er seine Plexiglasbox, nimmt Haltung an und zerquetscht mir fast die Hand. Man kann nicht mehr angemessen auf so einen Geschichtsbrocken reagieren. Es gibt nur noch Pathos oder Langeweile.

Wenigstens trägt Sammy kurze Hosen und ein T-Shirt. Er ist jetzt Zivilfahnder im Drogendezernat, Detective zweiten Grades. Er hat in jedem Ohr einen Brillanten, seine Augenbrauen sind gezupft, die Fingernägel gepflegt. Wenn er rausgeht auf die Straßen von Harlem, zieht er sich einen der Anzüge an, die auf dem Garderobenständer hängen, der neben seinem winzigen, vollgerumpelten Schreibtisch steht. Er hat ein bisschen zugenommen und ein paar Haare verloren, vor ein paar Tagen ist er vierzig geworden.

Der 11. September ist zu einem Datum geworden, dem er die Atemnot zuschreibt, die er empfindet, wenn er jemandem hinterherrennen muss. Manchmal wacht er nachts schweißgebadet auf, aber er weiß nicht, ob das mit dem Anschlag zu tun hat oder mit seinem Job. Er fühlt sich immer noch unwohl, wenn er mit seinem Auto in einem Tunnel feststeckt. Und er kann die Bilder der Leute nicht vergessen, die aus den Türmen sprangen. An der Pinnwand in ihrem Aufenthaltsraum hängt ein vergilbter Artikel über die Spätfolgen des 11. September aus der „New York Post“. „Politiker taub für 9/11-Kranke“ steht darüber. Sie haben zwei Kollegen verloren, deren Tod man mit dem 11. September in Zusammenhang bringen könnte. James Godbee und



Explosion im Südturm des World Trade Center

NAOMI STOCK / TIMEPIX

„Der Krieg ist auch nicht mehr das, was er mal war. Man weiß nicht, wann Schluss ist.“

Robert Grossman. Beide hatten Krebs, beide haben lange am Ground Zero gearbeitet.

Robert war ein 350-Pfund-Mann, sagt Sammy Fontanec, aber am Ende war er kaum mehr zu sehen.

Er zeigt die Fotos, die sie unten in der Lobby aufgestellt haben, wo die Ehrentafeln an die Polizisten des 28. Bezirks erinnern, die im Dienst gestorben sind. Die meisten Toten kannte Sammy nicht. An den Plaketten für Grossman und Godbee wird gerade gearbeitet, sagt er. Ihre Fotos stehen auf einem kleinen Sims. Zwei übergewichtige, lächelnde Amerikaner. Daneben steht das Foto von Danny, der sich vor zwei Jahren mit seiner Dienstwaffe in seinem Haus auf Long Island erschoss. Er war 25 Jahre alt. Liebeskummer wahrscheinlich, sagt Sammy.

Er geht regelmäßig zu den Gesundheits-Checks. Sein Blutdruck ist ein bisschen hoch, aber das habe mit Stress zu tun, hat ihm der Doc gesagt. Die Verbrecherjagd ist ein ziemlich bürokratisches Gewurschtel geworden, sagt Fontanec, viele Formulare, viele Dinge, die man falsch machen kann. Viel Medien, viel Politik, alles nichts mehr für ihn.

Sammy Fontanec sitzt in seinem heißen Büro, trinkt Cola, schiebt gelegentlich etwas in die Mikrowelle, die neben den Pistolenschränken steht, liest Akten, schaut in den Ventilator, wartet. Der Polizeifunk meldet kleinere Delikte, Ruhestörung, rücksichtsloses Fahren, im Fernseher läuft „Total Recall“ mit Arnold Schwarzenegger. Die wichtigsten Ereignisse der vergangenen beiden Jahre kann man auf seinem rechten Unterarm lesen. Auf der Außenseite gibt es eine Tätowierung, die an seine Mutter erinnert, auf der Innenseite ein Porträt seiner Boxerhündin. Beide sind im vorigen Jahr gestorben. Erst die Mutter, dann die Hündin.

Seine Eltern stammen aus einer kleinen Stadt in der Nähe von San Juan. Sammy Fontanec wurde in Harlem geboren und wuchs dort in einem Sozialbau auf. Porto Grounds nannten sie das Projekt, weil dort fast nur Puerto Ricaner lebten. Er hat seinen ersten Toten gesehen, als er sieben war. Er war auf dem Weg in die Kirche mit seinen Eltern, als er ein paar Popps hörte. Sie warteten auf den Fahrstuhl, es war Sonntag. Dann ging die Tür auf, und ein Mann mit blutendem Bauch und aufgerissenen Augen lag drin.

Sein Vater wohnt immer noch hier, aber Sammy zog weg, als er sich das Haus in Upstate leisten konnte, heute könnte er sich nicht mehr leisten zurückzukommen. Es ist nicht mehr seine Gegend. Harlem wird immer weißer.

Am nächsten Abend lädt er mich mit seinem Partner David zu einer Tour durch seinen Bezirk. Wir fahren langsam durch die 114. Straße, die immer noch als Drogenmeile gilt. Sie rollen mit ihrem schwarzen Ford durch die schmale Straße wie durch ein Museum. Sie können auch die Ecke zeigen, in der „American Gangster“ mit Denzel Washington und Russell Crowe gedreht wurde, und hier und da ein verrammeltes Haus, mit einem Loch in der Tür, durch das Drogen gehandelt wurden. Draußen spazieren friedliche Bürger an schicken, neuen Restaurants vorbei, aber die beiden Männer reden von den dunklen Gassen, von Crack-Küchen und Verfolgungsjagden durch die Hinterhöfe. Manchmal klingt es so, als wünschten sie sich die Zeiten zurück.

Ihr Bezirk gilt immer noch als ein A-House, also ein Revier mit hoher Kriminalitätsrate, aber das heißt in New York nicht mehr viel. Die Kriminalität ist in den vergangenen zehn Jahren zurückgegangen, dabei war sie schon fast auf null, als Rudolph Giuliani sein Bürgermeisterbüro verließ. Zu viel Sicherheit macht dick. David ist 36 Jahre alt, wenn er so weitermacht, wird man ihn irgendwann aus seinem Polizeiwagen herausschweißen müssen.

Sammy Fontanec hat keine Hoffnungen, was die Politik angeht, die Stadt oder seinen Verdienst. Er verdient 130 000 Dollar im Jahr, mit vielen Überstunden. Das ist nicht schlecht. Aber sein Haus im Norden ist nach der Krise nur noch die Hälfte wert, und die Benzinpreise steigen auch. Die Reichen werden reicher, die Armen ärmer. Das ist seine Meinung. Er hofft, dass sein Sohn ein richtig guter Baseballspieler wird und die verdammten Jets endlich wieder den Super Bowl gewinnen. Aber nicht mal das will er aussprechen, weil es Unglück bringt.

Er hat noch zwei Jahre bis zu seiner Pensionierung. Dann ist er 42 und möchte nach North Carolina ziehen, weil es dort schön ist und die Steuern niedrig sind. Was er dort machen will? Sammy Fontanec zuckt mit den Schultern. Vielleicht fährt er einen Schulbus, sagt er. Niemand kann ewig den Helden spielen.


Polizist Fontanec


Ehepaar McGuire

FOTOS: JÜRGEN FRANK / DER SPIEGEL

Sie war für den Krieg. Dann trat ihr Neffe in Afghanistan auf eine Mine und verlor ein Bein.

2002, zum ersten Jubiläum des 11. September, hat Eileen McGuire eine kleine Dose aus Sterlingsilber gekauft, in deren Deckel sie eine Danksagung für Sammy Fontanec gravieren ließ, der sich um sie und um die anderen im Keller gekümmert hatte. Sie hat die Dose zum 28. Bezirk getragen und dort abgegeben. Das war sicher ein beeindruckendes Bild, wie Eileen in ihrer Upper-East-Side-Garderobe und ihrer Vizepräsidentinnenfrisur in Harlem auftauchte, um eine Dose aus Sterlingsilber abzugeben. Aber Sammy kann sich an die Dose nicht erinnern.

„Er hat die Dose nicht mehr?“, fragt Eileen McGuire, lächelt ungläubig, schüttelt den Kopf, sieht sich um.

Wir sitzen mit ihrem Mann John im „Atlantic Grill“, einem ziemlich noblen Fischrestaurant in ihrer Gegend, auf der Upper East Side. Die Gesichter und Hemden der Leute an den Nebentischen passen zu den Preisen in der Karte. Ein Thunfischsteak kostet 45 Dollar. Das Restaurant summt voller elektrischer Energie. Die Kellner rattern die Specials herunter wie Aktienkurse. Die Menschen reden, essen und zahlen. Das Dinner hier ist nur ein weiterer Tagesordnungspunkt in den New-York-Terminkalendern. Eileen und ihr Mann John haben einen langen Arbeitstag hinter sich. Die Silberdose also.

„Na ja“, sagt Eileen McGuire. „Menschen vergessen, das ist auch gut so. Man kann nicht ewig mit diesen Dingen leben. Ewig auf der Kippe.“

Sie hat lange gebraucht, um diesen Satz so gelassen aussprechen zu können. Sie hat noch am Abend des 11. September angefangen, am Telefon herauszufinden, welcher ihrer Kollegen am Leben ist. Sie hat Fotos der Vermissten verteilt. Sie war bei über 40 Beerdigungen und Erinnerungsgottesdiensten. Sie hat die Kurzbiografien aller verstorbenen Marsh-Kolle-

gen aus der „New York Times“ ausgeschnitten. Sie ist mit anderen Überlebenden nach Hoboken, New Jersey, gezogen, in ein neues Bürohaus. Die leeren Stellen sind mit neuen Kollegen gefüllt worden. Es gab immer weniger, die sich an die Toten erinnern konnten. Aber Eileen McGuire hat sie manchmal gesehen, auf der Straße oder im Supermarkt. Sie konnte nicht loslassen, weil sie das als Verrat empfunden hätte. Allein 19 der Toten waren Jahre zuvor auf ihrer Hochzeit gewesen. Sie hat immer wieder die Gespräche gelesen, die sie über ihren Pager mit den Kollegen führte, als sie dort unten am J&R-Geschäft stand und auf den Turm schaute. „Eine Frau verabschiedete sich mit den Worten: ‚Mein Kleid brennt.‘ Ich kannte die Frau nicht, aber ich werde sie nie vergessen“, sagt Eileen McGuire.

Ein Jahr nach dem 11. September zogen sie in ihrem Apartmenthaus aus dem 23. in den 1. Stock, weil sie sich dort sicherer fühlten. Zwei Jahre nach dem 11. September haben sie sich ein Haus auf Long Island gebaut, mitten im Weingebiet, eine freundliche, bunte Welt mit Bürgersteigen, Bäckereien und ökologischen Bauernhöfen. Es gibt helle Möbel, große Fenster, eine lange weiße Kiesauffahrt und die lustigen Bilder lokaler Künstler an der Wand. Hier wollten sie Ruhe finden. Aber es war nicht das Haus, das die Geister vertrieb. Es war die Krise.

Eileens Mann John hat die Firma Marsh verlassen, als sie in kurzem Zeitraum 5000 Leute entließ. Sie sagten ihm, sein Job sei sicher, aber er saß tagelang in seinem Büro und hatte nichts zu tun. Damals haben sie angefangen, darüber nachzudenken, was diese Riesenfirma, für die sie beide schon so lange arbeiteten, eigentlich mit ihnen zu tun hatte. All die Jahre hatten sie das, was sie waren, über Marsh definiert, den damals größten Versicherungsmakler der Welt. Und der 11. September hatte dieses Gefühl noch verstärkt. Sie waren die Überlebenden von Marsh. Aber was waren sie sonst?

Am Ende dieser Überlegungen kündigte zuerst John bei Marsh und dann auch Eileen.

„Die ganze Corporate Identity war ein Riesenfehler“, sagt John. „Wir haben beschlossen, dass wir der Mittelpunkt unseres Lebens sind. Wir sind die Firma. Eileen und John. Ich habe zu meinem Boss gesagt: Ich werde nicht von Marsh entlassen. Ich entlasse Marsh. Er hat mich angesehen, als hätte ich den Verstand verloren. Aber ich habe mich besser gefühlt.“

Eileen verstaute die Kiste mit ihren Erinnerungen auf dem Dachboden ihres Landhauses und folgte ihrem Mann für ein paar Jahre nach Boston, wo er sich mit einer kleinen Versicherungsfirma selbständig machte. Aber die Geschäfte liefen nicht gut in dem krisengeschüttelten Land, und Eileen wurde in Boston nicht glücklich, weil ihr die Straßen dort irgendwie zu leer vorkamen. Die Leute sahen alle aus wie aus einem L.-L.-Bean-Katalog, sagt sie. Und sie waren alle weiß. 2010 zogen sie nach New York zurück.

John wurde Präsident des weltweit größten Versicherers für alternative Energieerzeuger, Eileen begann als Technologiechefin bei AIG, dem Versicherungskonzern, der wie kaum ein anderer das Gesicht der Weltfinanzkrise war. Als sie begann, hatten sie dort gerade angefangen, die Firmenkarten der Beschäftigten mit einem neuen Namen zu bedrucken. Ein Teil von AIG hieß jetzt Chartis.

„Das Klima in der Firma ist natürlich total am Boden, nach all dem, was passiert ist. Aber andererseits gibt es für mich jede Menge Möglichkeiten, Dinge in Ordnung zu bringen“, sagt sie.

Sie hat ihre Visitenkarte aus dem 96. Stockwerk des World Trade Center gerahmt und an die Wand ihres neuen Büros gehängt. Eine Kollegin hat sie dort neulich entdeckt und gesagt: „Wow, du warst mal Vizepräsidentin bei Marsh!“ Sie hat gar nicht mitbekommen, dass es eine Erinnerung an den 11. September war und kein Karrierenachweis. Der Tag gerät in den Hintergrund, aber er verschwindet nicht. Eileen McGuire hat einen Neffen, der im vergangenen Herbst in Afghanistan auf eine Mine trat und ein Bein verlor. Er ist immer noch in der Rehabilitation. Auch das andere Bein ist nicht richtig gut. Eileen und ihr Mann waren beide für diesen Krieg und auch für den im Irak. Sie hielten es für eine angemessene Reaktion auf den Anschlag. Aber nun hat sie diesen Neffen. Er war damals 15 Jahre alt, begriff nichts und verlor doch Jahre später, als Folge dieses einen Tages im September, sein Bein.

Manchmal weiß sie nicht, wohin mit ihren Emotionen, sagt Eileen. Sie will etwas bewahren von dem, was sie einst empfand, aber das ist schwierig. Sie und ihr Mann meiden die großen Erinnerungstermine, sie gehen nicht zum Ground Zero, weil sie den Eindruck haben, dass der Schrecken dort instrumentalisiert wird. Es ist zu voll und zu kommerziell und hat alles nichts mit ihnen zu tun. Sie treffen sich jedes Jahr zum 11. September mit einer kleinen Gruppe ehemaliger Marsh-Beschäftigter in einem Loft in Downtown zu einem Abendessen. Wenn es dunkel wird, gehen sie auf die Dachterrasse und schauen auf die Stadt. Das ist es. Und nachdem sie Osama Bin Laden erschossen hatten, verabredete sich die Gruppe spontan in einer Bar, um zu feiern. Aber sie redeten eigentlich nur zwei Minuten lang über Bin Laden und dann wieder über ihre Arbeit.

Was soll man auch noch erzählen? Die Geschichten von damals sind verschlissen, die Helden sind müde oder tot, man kann nicht mal mehr die Schurken hassen. Im Magazin der „New York Times“ stand gerade eine Fotogeschichte über die Hunde, die damals im Schutt nach den Toten suchten. Man sieht die Bilder von vier Hunden. Sie sind inzwischen alle im Ruhestand, steht da. Auch eine gute Nachricht. Zumindest für die Hunde.

David Liebman hatte ursprünglich gedacht, dass er nun, mit 63 Jahren, auch langsam in Rente gehen könne. Aber das wird nichts. Die Finanzkrise hat all seine Rücklagen verbrannt, und weil er ein selbständiger Software-Installateur ist, hat er auch keinen Firmenrentenplan im Rücken. Die Deutsche Bank, für die er am 11. September arbeitete, hat sich nie wieder bei ihm gemeldet, und er hat auch keinen Anspruch auf Schadensersatz, weil sein Geschäft auf Long Island eingetragen ist und nicht auf Manhattan. Die falsche Insel. Er muss weitermachen. Mindestens noch zehn Jahre, sagt er.



Staubwolke des kollabierten World Trade Center, Flüchtende

KELLY PRICE

„Entweder man stirbt als Held oder lebt lange genug, um zuzuschauen, wie man zum Bösewicht wird.“

David Liebman möchte, dass wir uns auf einem kleinen Flugplatz in Bayport, Long Island, treffen, wo sein Flugzeug steht. Hier nämlich wollte er seinen Ruhestand verbringen. Es ist mitten in der Woche und mitten am Tag, und Liebman wirkt in seinen grauen Hosen, dem Poloshirt und der Sonnenbrille neben seinem knallgelben Kleinflugzeug wie ein glücklicher, rüstiger Pensionär. Und womöglich war das der Plan: zu zeigen, wie es hätte sein können, wenn die ganze Scheiße nicht passiert wäre.

Liebman glaubt, dass der 11. September mit seinen endlosen Kriegen, die Milliarden kosteten, lange von den eigentlichen Problemen des Landes ablenkte. Dass der Tag letztlich dafür verantwortlich ist, dass er nicht mehr Zeit für sein Flugzeug hat. Er hat Bush gehasst und auf Obama gehofft, nun hasst er Bush immer noch, und Obama mag er auch nicht mehr. Am Ende hat der Tag das Land, das er liebt wie kein anderes, isoliert. Und er hat ihn, der lebenslang ein glühender Demokrat war, zum ersten Mal darüber nachdenken lassen, welche Partei er beim nächsten Mal wählt. Deswegen möchte er über den Tag auch nicht mehr reden.

„9/11 hat so viele Bedeutungen angenommen“, sagt David Liebman. „Manche versteh ich, manche nicht. Ich kann sagen, dass ich damals da war. Mehr nicht.“

Er möchte lieber über sein Flugzeug reden. Es ist eine Piper Cub aus dem Jahre 1946. Sie braucht noch ein bisschen Arbeit, sagt er, aber man wüsste nicht, wo. Das Flugzeug glänzt makellos in der Sonne. Der Propeller ist aus Holz. Liebman bittet mich, doch einmal einzusteigen. Er macht vor, wie es geht, wie man den Knüppel ziehen muss. Er zeigt den vorbildlich gepflegten Rasen der Landebahn. Er macht mit anderen Rentnern bekannt, die hier draußen Flugzeuge zu stehen haben. Zum Beispiel Bob Fritts, der schon 84 ist und eine Stearman aus dem Jahr 1948 besitzt, mit der er, wie er sagt, jederzeit einen Looping fliegen könnte, sowie mit zwei älteren Herren, die im Schatten eines Flugzeugs dämmern, das in den Zwanzigern einen Langstreckenweltrekord aufstellte.

Die Sonne knallt aus wolkenlosem Himmel auf Bayport, Liebman beschreibt, wie großartig es ist, mit 75 Meilen pro Stunde die Küste hoch- und runterzufliegen. Er erzählt Anekdoten aus der Fluggeschichte, als die amerikanischen Piloten noch als Helden in die Welt flogen. Nur einmal streift er den 11. September, als er sich über die Flugverbote beschwert, die die Regierung damals verhängte, weil sie Flugzeuge nur noch als potentielle Waffen begriff. Aber dann kommt Bob Fritts hinübergewackelt, um ihm beim Anwerfen des Propellers zu helfen, und fragt, ob er heute Abend beim Barbecue des Flugplatzes dabei sein wird, und Liebman treibt wieder in seine Welt über den Wolken, wo die Freiheit grenzenlos ist.

Zum Abschied fragt er, zufrieden lächelnd: „Und? Was sagen Sie jetzt?“

Es funktioniert. Man hat eine Vorstellung von dem David Liebman, der er wäre, wenn das alles nicht passiert wäre. Und auch von der tiefen Überzeugung, die im amerikanischen Volk wohnt, dass sich die Dinge immer weiterentwickeln. Dass alles immer besser wird. Und am Ende gut.

Ein Symbol dieser Überzeugung wächst vor dem Fenster des winzigen Büros, in dem Stephen Garrin seine Rechtsanwaltskanzlei betreibt. Garrin sitzt im 28. Stock eines alten Hochhauses am Broadway und schaut auf die Baustelle. Er versteht den Impuls, ein Haus zu bauen, das noch höher ist als das World Trade Center war, aber er würde nicht in ein Büro in diesem Turm ziehen.

„Ich hätte keine Angst vor einem Anschlag, ich hätte nur das Gefühl, in einem Haus zu sitzen, das auf Toten errichtet wurde“, sagt Garrin. Er erzählt, wie er am 11. September in dem Krankenhaus lag, in das man ihn aus dem Keller wegen seines Asthmas brachte. Die Krankenschwestern und Ärzte hatten sehr viel Zeit für ihn, denn es gab nicht die vielen Verletzten, mit denen sie gerechnet hatten. Für die meisten konnten sie ja nichts mehr tun.

Stephen Garrin ist zwischen Alter und Neuer Welt hin- und hergerissen. Seine Eltern und Großeltern flohen vor den Nazis aus Deutschland nach New York. Sie waren Amerika dankbar und haben Europa geliebt. Er ist erst mit dem Struwwelpeter groß geworden und später mit Heine, Goethe, Thomas Mann und Kafka. Er ist Jurist geworden, um Geld zu verdienen, aber seine Liebe gehörte immer der deutschen Literatur. In seiner Freizeit spricht er an zwei New Yorker Universitäten über Mann und Zweig und Tucholsky. Er vermisst in Amerika ein ästhetisches Konzept von Kultur, ein Interesse an der Vielfältigkeit der Welt, aber er ist nach jeder Auslandsreise glücklich, in diesem Land landen zu dürfen. Er hat immer eine alte Taschenbuchausgabe vom „Zauberberg“ dabei, aber an der Wand seines Büros hängt ein signiertes Porträt von George W. Bush, auf dem sich der Präsident für Garrins Wahlkampfspende bedankt.

Garrin ist ein großer Bewunderer von Bush. Er war kein brillanter Mann, aber ein guter Präsident, sagt er. „Unter Bush hat man Amerika zumindest gefürchtet, unter Obama nimmt man es nicht mehr ernst. Er macht uns in der Welt lächerlich, und er spaltet unser Volk“, sagt Garrin. „Im Moment haben wir doch Zustände wie in der Weimarer Republik. Da ist ein Loch in der Mitte der politischen Landschaft, und das wird oft mit dem Schlimmsten gefüllt.“

Allerdings kann der überzeugte Republikaner Garrin im Moment so wenig mit den republikanischen Politikern anfangen wie der überzeugte Demokrat Liebman mit den demokratischen. Ihre Gewissheiten sind erschüttert. Auch die Kriege, die Amerika führt, versteht Garrin nicht mehr, weil er nicht weiß, wie man sie gewinnen soll.

„Der Krieg ist auch nicht mehr das, was er mal war“, sagt er. „Man weiß nicht, wann Schluss ist.“

Stephen Garrin wirkt so, als habe er sich in seinem typisch amerikanischen Anwaltsbüro – mit den ganzen gerahmten Urkunden verschiedenster Hochschulen an der Wand, den Familienfotos auf dem Schreibtisch, den ledergebundenen Rechtsschriften im Regal, mit den Mahagonimöbeln und dem tiefen, weihnachtsgrünen Teppichboden – gegen die unüber-



Software-Entwickler Liebman



Anwalt Garrin

FOTOS: JÜRGEN FRANK / DER SPIEGEL

Er hat Bush gehasst und auf Obama gehofft. Bush hasst er immer noch, und Obama mag er nicht mehr.

sichtlich gewordene Welt dort draußen verbarrikadiert.

Weil wir ja eigentlich über den 11. September reden wollten, erzählt mir Garrin zum Schluss noch vom fünften Geburtstag seiner Tochter vor zehn Jahren im Herbst. Er hat sie damals gefragt, was sie sich wünsche, und sie hat geantwortet: „Ich wünsche mir nur, dass nicht noch mehr Menschen sterben."

Es ist eine Anekdote. Ein kleines Stück Gefühl, dass sich Stephen Garrin in Bernstein eingeschlossen hat, weil er davon ausgeht, dass er es immer wieder mal gebrauchen kann. Er hat mir die Geschichte vor fünf Jahren schon einmal erzählt, aber das sage ich ihm nicht. Ich weiß ja, wie es ist. Man verliert eine Geschichte in dem Moment, in dem man sie erzählt. Am Ende fühlt man sie nicht mehr, man glaubt nur noch, dass sie von einem erwartet wird.

Geschichten vom schrecklichsten Tag New Yorks könnten, wie es aussieht, die Zukunft des Hauses in der Beekman Street sein, in dessen Keller Garrin vor zehn Jahren mit einem feuchten Tuch vor dem Mund auf Hilfe wartete. Die neuen Besitzer haben ihr Geld mit Billig-Jeans für die Wal-Mart-Kette verdient, sie ließen Pläne für ein Hotel mit 206 Zimmern zeichnen, waren aber nicht in der Lage, es mit einer Vision zu füllen, die Investoren überzeugt. 2008, als sie es kauften, glaubte niemand an ein Luxushotel in Downtown Manhattan. Sie haben Rosenblätter in der obersten Etage verstreut, als ein New Yorker einer Frau dort oben einen Heiratsantrag machte, sie haben eine Band im Erdgeschoss ein Video drehen lassen und im letzten Herbst unterm Pyramidendach ein Mode-Shooting mit dem Supermodel Iman genehmigt, das in „Harper's Bazaar" erschien.

Aber die Investoren gingen trotzdem nicht ans Telefon, wenn Hillel Spinner, der freundliche Immobilienmakler, anrief. Sie melden sich erst jetzt, da der zehnte Jahrestag des 11. September näher rückt und der Neubau wächst. Hillel Spinner sagt nun, dass sie das beste Hotel in der Nähe des Ground Zero werden wollen. Irgendwann wird jede Katastrophe zur Attraktion.

Steven Weiss hat der Tag, der für ihn als Wahlkampfhelfer begann und als Katastrophenhelfer endete, wie ein Feuerwerkskörper durch die letzten zehn Jahre geschossen. Er hat Eileen McGuire von Downtown Manhattan bis in die Upper East Side gebracht. Danach ist er wieder nach unten gelaufen und hat versucht, sich an der Unglücksstelle nützlich zu machen. Als er nicht mehr gebraucht wurde, ist er an sein College nach Pennsylvania zurückgekehrt, um sein Kunststudium zu beenden. Er hat nebenbei für den grünen Politiker Ralph Nader gearbeitet, hat sich anschließend von der Politik abgewandt, kurz überlegt, nach Spanien auszuwandern, wo er sich in ein Mädchen verliebt hatte, dann aber doch Ökonomie an der New York University studiert, um später ein neuer Warren Buffett zu werden. Das Finanzgenie aus Omaha, Nebraska, ist sein Vorbild. Allerdings brach die große Wirtschaftskrise aus, als er mit dem Studium fertig war, und das Interesse an amerikanischen Finanzgenies hielt sich in Grenzen. Weiss arbeitete drei Jahre lang in einem New Yorker Michelin-Stern-Restaurant namens The Spotted Pig als Kellner, und als er genug Geld zusammen hatte, brach er zu einer dreimonatigen Europa-Reise auf, die sich gerade ihrem Ende zuneigt.



ANIKA BUESSEMEIER / DER SPIEGEL

Er wollte ein Finanzgenie werden wie Warren Buffett. Dann kam die Krise, und er wurde Kellner.

Er bereiste Kopenhagen, Mailand, Bologna, Genf, Frankfurt, Hamburg, Zürich, Zagreb, Split, Amsterdam, Rotterdam und noch ein paar andere Städte. Am besten hat ihm Warschau gefallen, weil es da, wie er sagt, so viel positive Energie gibt.

Im Moment ist er in Berlin, einer Stadt, die ihn an New York erinnert, auch in ihrer Unverbindlichkeit. Wir treffen uns in einem Kreuzberger Café, das er sehr mag, wie er mir schrieb. Er kommt die Graefestraße hinuntergeschlendert, einen Döner in der Hand.

„Ein Euro, das ganze Ding", sagt er. „Unfassbar. Dafür kostet der Kaffee in Zürich sieben Euro. Verrückter Kontinent."

Weiss wischt die Geister des 11. September schnell beiseite. Er hat festgestellt, dass man die Welt in zwei Seiten einteilen kann. Beiden Seiten geht es nur um Kontrolle. Den Osamas genauso wie denjenigen, die sie bekämpfen. Lenins Sozialisten, mit denen er sich auf seiner Europa-Reise beschäftigte, hatten ihre politischen Gegner, die Menschewiki, als „Minderheitler" diffamiert, obwohl sie weit zahlreicher waren als ihre Freunde, die Bolschewiki. Das wiederhole sich immer wieder und interessiere ihn eigentlich nicht richtig, diese Gänsejagd. Er will jetzt erst mal ein Buch schreiben, eine Art kulinarischen Reiseführer durch New York. Ein Drittel hat er bereits, Ende September soll die erste Fassung fertig sein. Dann wird in etwa auch sein Geld zu Ende gehen.

Was danach kommt, weiß er noch nicht, irgendwann wird er sicher ein Unternehmen gründen. Ob das in New York sein wird, bezweifelt er. Die Chance, mit einem neuen Geschäft zu scheitern, ist in New York so groß wie nirgendwo auf der Welt, sagt Weiss. Das sei eine Erkenntnis der komplexen Ökonomie, die ihn unglaublich fasziniere. Warren Buffett habe sein Imperium ja nicht zufällig von Nebraska aus errichtet, dem US-Staat, der wie kein anderer für die weite, unendliche Leere steht, erklärt Weiss und schaut den Mädchen hinterher, die über die Graefestraße schlendern.

Er ist 28 Jahre alt. Er ist ein Amerikaner in Berlin, man kann ihn sich aber auch gut in Paris vorstellen, in Warschau oder in Zagreb. Er scheint überall zu Hause zu sein. Er wäre der perfekte Empfangschef für das Hotel im Temple Court Building, in dem so viel New Yorker Geschichte steckt, auch seine. Für ihn hat damals im Keller alles erst angefangen. Er wäre ein guter Geist des 11. September. Jemand, der keine klaren Vorstellungen von der Zukunft hat, aber viel Energie. Jemand, der die Welt nicht versteht, aber auch keine Angst vor ihr hat.

Vielleicht liegt es daran, dass er seine Geschichte aus unserem Keller nur ein einziges Mal erzählt hat. Er hat sie gleich in der Woche nach dem 11. September der Redakteurin seiner College-Zeitung in Pennsylvania auf den Anrufbeantworter gesprochen, weil er sie für eine gute Story hielt. Die Redakteurin hat sich nie zurückgemeldet.